



# Illustriertes Sonntags-Blatt

1914. \* Nr. 19

Beilage zur  
**Deutsch-Ostafrikanischen Zeitung**  
 G. m. b. H., Daresalam.

## Unter fremden Leuten.

Geschichte eines jungen Mädchens von Heinrich Köhler.  
 (Fortsetzung.)

**W**anda, die so viel Tatkraft besessen hatte, sich während des Gespräches der beiden zurückziehen, trat jetzt wieder auf ihre Lehrerin zu und sah sie fragend an. „Wir wollen nach Hause zurückkehren,“ sagte Gertrud, „Lifette wird am Portor auf uns warten. Lauf hinüber und sage ihr, sie möchte allein zu Frau Marten gehen, wir würden uns morgen persönlich nach ihrem Befinden erkundigen.“ Das Kind sprang davon und Gertrud fand nun Zeit, sich zu jammeln und über das Vorgefallene nachzudenken. Sie legte sich vor allem die Frage vor: Liebt sie den jungen Gutsherrn? Nein, sicherlich nicht, mußte sie sich darauf antworten. Würde sie ihn jemals lieben können? fragte sie sich weiter und glaubte auch diese Frage verneinen zu müssen. Dann erwog sie, ob sie in ihrer dürftigen Lebenslage allein aus diesen Gründen eine so glänzende Partie ablehnen dürfe?

Diese dritte Frage jähren ihr am schwierigsten zu beantworten; es wollte ihr nicht gelingen, auf dem Rückweg darüber klar zu werden.

Als sie dann ins Herrenhaus kamen, trafen sie dort den Doktor Wernicke, der noch ab und zu nach Wanda sah, an.

Als über ihr Befinden Bericht erstattet war und das Kind das Zimmer verlassen hatte, ging der Arzt plötzlich auf Gertrud zu und streckte ihr beide Hände hin.

„Gratuliere, mein liebes Kind!“ sagte er herzlich, „Herr von Dahlem hat mir so eben mitgeteilt, was sich zugetragen hat. Erschrecken Sie nicht, wir sind von Kindheit an miteinander vertraut. Er scheint der glücklichste der Sterblichen zu sein“, fügte er mit gezwungenem Lächeln hinzu.

„Aber Herr Doktor, ich habe ja noch nicht gesagt, daß ich Herrn von Dahlem zu heiraten beabsichtige!“

„Ist es denn möglich, Sie könnten sich weigern, seinen Antrag anzunehmen?“

„Das wäre allerdings möglich. Und selbst wenn ich einwilligen wollte, würde der Herr Oberst wohl zugeben, daß ich meinen Sohn heirate?“

„Es wird ohne Zweifel einen harten Kampf kosten, ehe er seine Einwilligung gibt, aber Ewald ist sehr verliebt in Sie und als sehr eigensinnig bekannt. Wanda und die gnädige Frau sind Ihnen zugetan und würden vielleicht für Sie sprechen. Ihre Zukunft würde in glänzender Weise durch diese Heirat gesichert sein, und es ist kaum zu glauben, daß Sie das Glück, das sich Ihnen förmlich aufdrängt, sich verschmerzen sollten.“

„Vielleicht tue ich es aber dennoch.“

„Sie bestimmen sich also wirklich? Sie könnten zögern, ein großes Vermögen, einen vornehmen Namen aus der Hand eines fünfundzwanzigjährigen Mannes anzunehmen, der Sie aufrichtig liebt?“

„Sie sind der einzige Freund, dem ich mich in diesem Konflikt anvertrauen darf“, erwiderte Gertrud. „Ich bitte Sie dringend

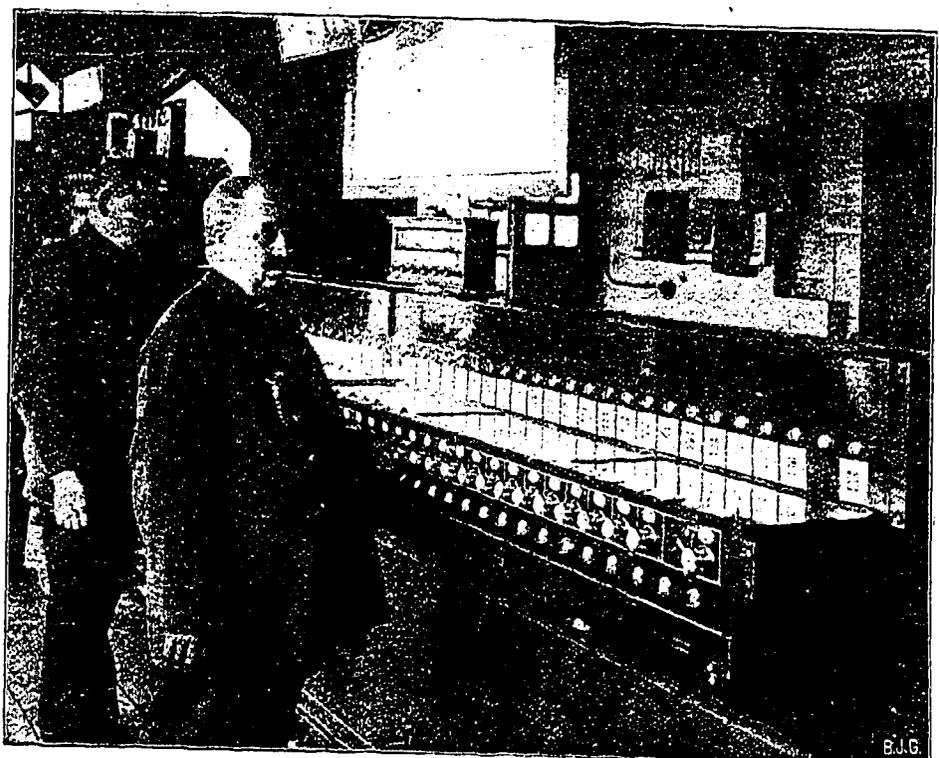
um Ihren Rat und Ihre aufrichtige Meinung in dieser Sache und will ganz offen zu Ihnen sein. Ich liebe Herrn von Dahlem nicht und würde ihn nur seiner Lebensstellung, seines

Reichtums wegen heiraten. Die Heirat würde also von meiner Seite nur aus Berechnung geschlossen werden, und das wäre ein unedler Egoismus, der meinen Grundsätzen nicht entspricht. Was würden Sie in diesem Falle mir raten?“

Der Arzt schien um die Antwort verlegen zu sein, dann sah er dem jungen Mädchen tief und herzlich in die Augen.

„Mein liebes Kind,“ sagte er, „Sie kennen das Leben nicht. Gewiß, die Liebe oder wenigstens eine tiefere Sympathie dürften die hauptsächlich-

sten Bedingungen für eine glückliche Ehe sein. Aber,“ fügte er mit erneutem Lächeln hinzu, „wenn man arm ist, darf man nicht allzu bedenklich sein, da kann man sich nicht jeden Luxus erlauben. So schön, gebildet und wohlherzogen Sie auch sind, dürfte sich vielleicht nie wieder ein reicher, vornehmer Herr finden, der gewillt und vorurteilsfrei genug ist, das arme Mädchen zu heiraten.“



Eine Rennerang im Eisenbahnverkehr: Elektrische Weichen-Anlage. (Mit Text.)

B.L.G.

Es wäre also nach meiner Meinung eine große Torheit, den jungen Freiherren zurückzuweisen, und Ihre Bedenken, die ja einer sehr ehrenhaften Gesinnung entstammen, würden von vielen Leuten vielleicht als Klünderien angesehen werden. Verzichteten Sie auf das Ideal, welches Sie sich in Ihrem Mädchenkopfe zu rechtgelegt haben, denn ich glaube nicht, daß eine Heirat Ihnen bessere Chancen bieten würde. Sie haben meinen Rat gewollt, ich kann als welterfahrener Mann Ihnen keinen anderen geben."

"Ich danke Ihnen, Herr Doktor," erwiderte Gertrud, "Ihr Rat ist sicher sehr vernünftig, aber er löst die Spannung in meinem Innern nicht. Er überzeugt mich um so weniger, weil ich das Gefühl habe, daß er Ihnen selber nicht von Herzen kommt. Ich lese dabei in Ihrer Miene etwas wie Bedauern. Vielleicht haben Sie dabei allzu ausschließlich die materielle Seite im Auge, oder es ist etwas im Charakter des Herrn von Dahlem, was Sie beunruhigt?"

"Nein," versetzte der Arzt lebhaft, "Ewald ist ein braver Mensch und in jeder Beziehung Ihrer würdig. Wenn Sie ihn länger kennen, würden Sie ihn vielleicht auch lieben lernen. Mein liebes Fräulein," fügte er, die Hand des jungen Mädchens mit großer Wärme drückend, hinzu: "Gott ist mein Zeuge, daß mir Ihr Glück über alles geht — ich beweise es in diesem Augenblick."

Er wandte sich nach den letzten Worten schnell von Gertrud ab und saß bald darauf im Wagen, der ihn nach der Stadt zurückbrachte.

Gegen acht Uhr abends hörte man Pferdegetrappel im Hofe. Lisette antwortete auf eine Frage Wandas, daß der junge Herr soeben abreise. Zugleich übergab sie Gertrud folgenden Brief:

"Ich danke Ihnen, Fräulein Gertrud, und reise, von den besten Hoffnungen erfüllt, nach Kolberg, um unsere Angelegenheit in Ordnung zu bringen. In vier Tagen denke ich wieder zurück zu sein. Bis dahin gedenken Sie freundlichst

Ihres Sie hochverehrenden Ewald von Dahlem."

8.

Der vierte Tag der Abwesenheit des jungen Freiherren war fast verstrichen. Gertrud hatte die Zeit unter Sängen und Bangen in großer Unruhe verlebt. An diesem vierten Tage gegen drei Uhr nachmittags fuhr vor dem Hauptportal eine bestaubte Equipage vor, aus welcher der Oberst und seine Gattin stiegen. Ihr Sohn begleitete sie nicht.

Die junge Lehrerin, welche den Vorgang von Fenster aus beobachtete, ahnte sofort, daß etwas Ernstes, Schwerwiegendes zwischen Ewald und seinen Eltern vorgefallen sein müsse. Als sie die Herrschaften gleich darauf mit Wanda in der Vorhalle empfing, grüßte Frau von Dahlem nur sehr kühl, umarmte Wanda flüchtig und ging, ohne ein Wort zu sagen, in ihre Zimmer.

Beim Diner nachher saßen sich die vier Personen schweigend gegenüber. Gertrud befand sich in peinlichster Verlegenheit und errödete unwillkürlich, wenn sich die Augen der Herrn des Hauses auf sie richteten. Wanda schien ebenfalls sehr niedergeschlagen zu sein, sie weinte leise in sich hinein, und rührte das Essen kaum an. Aber weder ihr Vater noch ihre Mutter, die sonst die Aufmerksamkeit selbst waren, achteten darauf.

Nachdem die Tafel aufgehoben und der Diener hinausgegangen war, wandte sich der Oberst an Gertrud und sagte:

"Ich wollte Ihnen nur mitteilen, Fräulein Wagnitz, daß Ihre Frau Mutter morgen hier sein wird."

"Meine Mutter?"

"Ja — ich habe sie gebeten, hierher zu kommen."

Gertrud schwieg. Sie hatte sofort begriffen, um was es sich handelte und wollte sich vor dem wieder eintretenden Diener kein Erstaunen anmerken lassen.

Als man aus dem Speisezimmer in den Nebenraum gegangen war, warf sich Wanda plötzlich leidenschaftlich in die Arme ihrer Erzieherin.

"Sie wird nicht fortgehen, nicht wahr, Mama?" rief sie. "Ich will nicht, daß sie fortgeht!" setzte sie hinzu, mit ihren kleinen Händen auf das Parkett stampfend.

"Still, Wanda, du schweigst!" sagte der Oberst streng. "Komm mit mir hinaus." — Er verließ mit dem Kinde das Zimmer und ließ Gertrud mit Frau von Dahlem allein.

"Fräulein Wagnitz," sagte die Letztere, "Sie werden wohl verstanden haben, weshalb wir Ihre Mutter hierher kommen lassen. Sie können nicht länger bei uns bleiben, da mein Sohn die Idee die sonderbare Idee gefaßt hat, Sie heiraten zu wollen. Mein Watte hat mir vorgeworfen, daß ich dabei nicht ohne Schuld sei, indem ich Ewalds Annäherung an Sie begünstigt habe. Wie konnte ich ahnen, daß mein Sohn, der Freiherr von Dahlem, an so etwas denken würde! Ich glaube seiner vollkommen sicher zu sein und habe mich, wie die Ereignisse beweisen, allerdings getäuscht. Ich mache Ihnen keinen Vorwurf, denn ich kenne Sie genügend. Es war weder Stoketterie noch Absicht von Ihrer Seite,

welche dies Resultat herbeiführten. Meinem Herrn Sohn allein gebührt der Ruhm, eine so glorreiche Idee gefaßt zu haben. Wir sind dadurch wie aus den Wolken gefallen, wie —"

"Bitte, ersparen Sie mir das Weitere, gnädige Frau," fiel ihr Gertrud, zitternd vor Erregung über den spöttischen Ton der Dame, ins Wort.

"Meine Aufregung ist wohl nur natürlich. Kurz und gut, wir sind Ewald nach Dahlemshof vorausgeeilt und haben Ihre Mutter hergebeten. Sie wird wahrscheinlich morgen ankommen. Sie kehren dann sofort mit ihr in Ihre Heimat zurück. Wir werden uns voranschließlich nicht wiedersehen. Ich bedaure das ja sehr, aber es ist nicht meine Schuld."

Frau von Dahlem wollte mit stolzem Kopfaufwerfen das Zimmer verlassen. Aber als sie sich an der Tür noch einmal umwandte, bemerkte sie, daß Gertrud wie gebrochen in sich zusammengebeimete war.

"Fräulein Wagnitz," jagte sie, sich dem jungen Mädchen wieder nähernd, mit sanfterer Stimme, "ich bedaure ja lebhaft, wie ich eben sagte, daß ein so eigentümliches Vorkommnis unsere Trennung herbeiführt. Aber ich versichere Sie, daß Ihnen meine Achtung bleibt und werde mich bemühen, Ihnen eine andere Stellung zu verschaffen. Selbstverständlich zahlen wir Ihnen auch das Gehalt weiter, bis Sie einen passenden Wirkungskreis gefunden haben."

"Ich danke Ihnen, gnädige Frau," antwortete Gertrud, "ich denke zunächst mit meiner Mutter zurückzukehren."

Nachdem Frau von Dahlem das Zimmer verlassen hatte, küßte das junge Mädchen wie bekümbt den Kopf in die Hand. Das Anerbieten in betreff des Geldes demütigte sie mehr, als die Unzufriedenheit und der Unwille der Dame.

Bittere Gedanken stiegen in ihr auf, während sie nachher auf ihrem Zimmer ihr Gepäck ordnete. Bei dieser Beschäftigung kam auch Frau von Dahlem noch einmal mit Wanda zu ihr, damit diese sich von ihrer Erzieherin verabschiede.

Gegen neun Uhr hörte Gertrud, daß leise an ihre Tür geklopft wurde. Als sie öffnete, trat Wanda auf den Zehenspitzen herein und flüsterte ihrer Erzieherin geheimnisvoll zu:

"Ewald ist da!"

Als Gertrud nicht antwortete, umschlang das Kind sie mit beiden Armen und wiederholte:

"Ewald ist da! . . . Sie werden nicht fortgehen, er will es nicht, und ich auch nicht. Ich habe so viel geweint und gebeten, daß Sie bleiben sollen, darauf ist Papa mit Ewald in den Garten gegangen. Ich weiß nicht, was sie dort miteinander gesprochen haben, aber Papa war sehr blaß und finster, als er zu Mama ins Speisezimmer kam, und ich hörte ihn sagen: 'Es muß mir noch gelingen, ihn von dieser Torheit abzubringen.' Mama war so aufgereggt, daß sie vergaß, mich zu umarmen, als ich schlafen gehen wollte. Dann, als Lisette mich ausgekleidet hatte, tat ich, als wenn ich schlief. Nachdem sie hinuntergegangen war, bin ich aufgestanden und leise hierhergeschlichen, um Ihnen alles zu sagen."

"Danke, Wanda, mein Liebling, aber nun ziehe dich schnell wieder zurück und gehe schlafen, damit deine Mama nicht ärgerlich wird."

"O, Mama hat alle Ursache, mit mir zufrieden zu sein. Ich habe in letzter Zeit in allen Dingen große Fortschritte gemacht. Das verdanke ich einzig und allein Ihnen, Fräulein Wagnitz. Wenn Sie von uns fortgehen, werde ich alles wieder vergessen und schlecht und böse werden."

"Nein, Kind, böse wirst du niemals werden. Komm mit mir, ich werde dich in dein Zimmer zurückbringen."

Vorsichtig schlüpfte sie über den Korridor, dann sorgte Gertrud dafür, daß ihre Schülerin sich sofort ins Bett legte. Sie blieb bei ihr sitzen, bis sie eingeschlafen war und drückte dann noch einen Kuß auf ihre Stirn.

Am andern Tage gegen ein Uhr mittags trat Lisette in Gertruds Zimmer und bestellte:

"Sie möchten herunterkommen, Fräulein, es ist eine Dame im kleinen, grünen Salon, die Sie zu sprechen wünscht."

Trotz aller Niedergeschlagenheit begann das Herz Gertruds freudig zu klopfen — sie sollte ja ihre Mutter wiedersehen. Eilig krieg sie die Treppe hinab. — Bei ihrem Eintritt erhob sich eine schwarzgekleidete Gestalt von dem Sessel, und gleich darauf lag sie in den Armen der Erwarteten.

"Gertrud," sagte diese, "was hast du getan — was geht hier vor?" Ihr sonst so sanfter Blick sah traurig und vorwurfsvoll auf das junge Mädchen.

Gertrud war im ersten Moment ganz bestürzt über den kühlen Empfang.

"Muß ich dich so wiederfinden, Kind! Ich hätte nie geglaubt, daß dich Rang und Stand verblenden könnten, daß ein falscher Ehrgeiz Pflichtgefühl und Gewissen in dir erkülden würden."

"Was willst du damit sagen, Mama?" rief das junge Mädchen fast heftig.

Als Frau Wagnik dem offenen Blick ihrer Tochter, aus dem weder Furcht noch Angstlichkeit, sondern nur Überraschung und Empörung über die ihr gemachten Vorwürfe sprach, begegnete, änderte sie ihren Ton.

„Sie müssen sich getäuscht haben,“ rief sie, „du kannst nicht schuldig sein. Verstellung und Heuchelei ist nie dein Fehler gewesen!“ Und jetzt erst drückte sie ihre Tochter mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit an ihre Brust.

„Was sagst du da von falschem Ehrgeiz, Mama?“ fragte Gertrud, nachdem sie sich etwas gefast hatte. „Was wirkt man mir eigentlich vor?“

„Du sollst den jungen Freiherrn in deine Nege gelockt haben, so drückt sich der Herr Oberst in dem Briefe aus, in welchem er mich auffordert, sogleich hierherzukommen. Vielleicht hat nichts weiter als eine unschuldige Koketterie deinerseits diese adelstolze Familie in Aufregung versetzt. Erzähle mir, wie es gekommen ist, daß der junge Herr auf die Idee versiel, dir seine Hand anzubieten.“

„Liebe Mama, ich wüßte beim besten Willen darüber nicht viel zu sagen. Ich habe mich dem jungen Freiherrn gegenüber stets sehr korrekt benommen, und auch er hat mich immer mit Respekt behandelt. Kein vertrauliches Wort ist zwischen uns gefallen. Darum bin ich selbst aufs äußerste überrascht gewesen, als er mich aufforderte, seine Frau zu werden.“

„Liebst du ihn?“ fragte die Mutter.  
„Nein; aber er hat sich durch und durch ehrenhaft benommen. Ich kann nicht einmal mit Gewißheit sagen, ob ich seinen Antrag angenommen hätte, wenn der Widerspruch seiner Familie beiläufig worden wäre.“

„Vielleicht lassen sich diese Hindernisse überwinden, Kind.“  
„Ich glaube, daß der Oberst in diesem Punkte unzugänglich ist und möchte auch um keinen Preis in eine Familie eintreten, die mich nur mit heftigem Widerwillen aufnehmen würde.“

Sie fuhr plötzlich zusammen und lauschte nach der Tür. Man hörte im Korridor lautes Sprechen und dann eine kräftige Männerstimme sagen: „Ich werde selbst mit ihr sprechen!“

Wenig darauf wurde die Flügelthür heftig aufgerissen, und Ewald erschien auf der Schwelle. Ihm folgte blaß und zitternd seine Mutter, hinter welcher die hohe Gestalt des Obersten erschien.

Frau von Dahlem trat lebhaft auf Gertrud zu und flüsterte fast flehend: „Entscheiden Sie in diesem Augenblicke nichts, Fräulein Wagnik, mein Sohn weiß nicht, was er tut.“

„Ich will selbst mit ihr sprechen“, wiederholte der junge Freiherr. „Man hat mich förmlich in Haft gehalten, um es zu verhindern. Aber ich habe es satt, mich wie ein Kind behandeln zu lassen und will in der Sache zum Schluß kommen. Man hat mir gesagt, daß Sie von hier fortgehen wollen, Fräulein Wagnik. Das kann ich kann für möglich halten. Ich habe vor Gott geschworen, keine andere zur Frau zu nehmen als Sie und wiederhole hiermit diesen Schwur. Zugleich bitte ich Sie noch einmal feierlich in Gegenwart Ihrer Frau Mutter und meiner Eltern um Ihre Hand. Auch der Widerspruch meiner Eltern kann den Ehebund nicht verhindern, wenn Sie einwilligen, meine Frau zu werden. Ich bitte Sie, sprechen Sie, Fräulein Gertrud, ich erwarte aus Ihrem Munde das Schicksal meines Lebens.“

Aber Gertrud blieb stumm. Sie erwartete, daß die Eltern Ewalds das Wort ergreifen würden, aber auch diese sagten nichts.

Frau Wagnik, die ihrer Tochter in ihrer grenzenlosen Verlegenheit zu Hilfe kommen wollte, machte eine Bewegung, auf Frau von Dahlem zuzutreten, aber Gertrud verhinderte sie daran.

„Liebe Mama,“ flüsterte sie ihr zu, „verliere nicht unnütze Worte, laß mich meine Pflicht tun. Herr von Dahlem,“ wandte sie sich dann an den jungen Mann, „ich weiß die Ehre, die Sie mir erweisen wollen, zu schätzen, aber die Haltung Ihrer Eltern gegen mich zwingt mich zu einer Abweisung. Unter solchen Umständen will und darf ich nicht in Ihre Familie eintreten. Ich gebe Ihnen für Versprechen zurück und werde Dahlemshof verlassen.“

„Du hörst es, Mutter,“ sagte Ewald, auf Frau von Dahlem murekend und wie beschwörend ihre Hände ergreifend. In dem trankhaften Druck derselben konnte sie die Angst und Aufregung seiner Seele deutlich erkennen.

„Ich höre,“ antwortete Frau von Dahlem trotzdem kühl, „ich höre und habe niemals daran gezweifelt, daß Fräulein Wagnik ein sehr achtbares Mädchen ist.“

Von seiner Mutter somit abgewiesen, wandte sich Ewald an seinen Vater und sagte zu diesem einige Worte, worauf der Oberst in seiner kurzen, entschiedenen Art erwiderte:

„Du bist vollkommen verrückt, mein Sohn!“

Nach dieser an Deutlichkeit nichts zu wünschenden übrig lassenden Erklärung machte Frau Wagnik den Herrschaften eine Verbeugung und gab ihrer Tochter einen Wink, um mit ihr hinauszugehen. Als der junge Freiherr dies bemerkte, wollte er ihnen folgen, aber sein Vater hielt ihn am Arm zurück.

Die Tür schloß sich hinter Mutter und Tochter, und Gertrud hörte noch lange auf ihrem Zimmer, wie Ewald unten mit seinen Eltern laut und aufgeregter sprach. Noch an demselben Abend verließ sie, ohne jemand von der freiherrlichen Familie wieder gesehen zu haben, mit ihrer Mutter Dahlemshof.

Die beiden Frauen begaben sich zuerst nach Mügenwalde, wo sie die Nacht verbringen wollten, ehe sie am nächsten Tage die Reise nach der Heimat antraten. In Mügenwalde wohnte Doktor Wernicke, und Gertrud äußerte den Wunsch, ihrem Freunde und Gönner Lebewohl zu sagen. Der Arzt war nicht wenig erstaunt über diese Wandlung der Dinge und bot Frau Wagnik für einige Tage Asyl in seinem Hause an. Vielleicht hatte er dabei den Hintergedanken, daß sich auf Dahlemshof, nachdem die Wogen der Aufregung und des Zornes sich gelegt hatten, doch noch die Dinge zu Gertruds Gunsten gestalten würden.

Das kleine Häuschen, welches er außerhalb der Stadt bewohnte, hatte eine gewisse Ähnlichkeit mit dem der Frau Wagnik und heimelte das junge Mädchen überaus an. Die innere Einrichtung war freilich komfortabler, aber nicht so peinlich gehalten und zierlich geordnet, wie bei ihrer Mutter. Man merkte, daß das unrichtige Schalten und Walten der Hausfrau fehlte.

Frau Wagnik fragte den Arzt denn auch scherzend, weshalb er sich nicht längst verheiratet hätte.

„Ich bin in dieser Beziehung etwas eigentümlich und werde mich wahrscheinlich niemals verheiraten“, antwortete der Doktor ausweichend.

Offenbar um dies Gespräch abzuschneiden, ging er auf ein anderes Thema über, indem er Frau Wagnik zu bestimmen suchte, noch einige Tage bei ihm zu bleiben. Er wollte versuchen, für Gertrud eine andere Stelle ausfindig zu machen und glaubte auch schon eine passende zu wissen. In einigen Tagen würde er bestimmten Bescheid geben.

(Fortsetzung folgt.)

## Erst Buchbinder, dann Gelehrter.

Skizze von Eugen Peterson. (Nachdruck verboten.)

Beispiele wirken viel. Magnet lockt magnetische Eigenschaften. Die Lehre großer Meister weckt den Geist der ihnen nahe tretenden Zeitgenossen. So bildete der Weise von Athen den sinnigen Plato, und auch der treffliche Xenophon, der Geschichtschreiber der alten Griechen, der sowohl als Mensch wie als Schriftsteller bedeutend war, wußte zu erzählen, daß er nur durch seinen Umgang den Impuls zum Guten geschöpft habe.

Ebenso erweckte Davy, der selbstlose Menschenfreund und Pfadfinder, der eigentliche Entdecker des elektrischen Lichtes, bei einem seiner Zuhörer große Bewunderung. Es war dieser Schüler Davys ein armer Buchbindergehilfe, Michael Faraday, der Sohn eines Goldschmieds in einem englischen Dorfe.

Des Vaters Handwerk gefiel dem jungen Michael nicht besonders gut, weshalb er nach London ging, um dort die Buchbinderei zu erlernen.

Doch diese Neigung war eigentlich nur das Mittel zum Zweck oder vielmehr zum Ziel, das der Jüngling in sich abute. Er las die Bücher, die ihm von seinem Meister zum Binden übergeben wurden, und lernte infolgedessen dieses Handwerk nur zu wenig oder, wie wir später hören werden, gar nicht. Er erntete somit mehr Tadel als Lob von seinem Meister; dennoch gelang es ihm, seine Lehrzeit zu vollenden. So ziemlich mit gleichem Interesse verfolgte er alle Erzeugnisse der Literatur, die ihm zum Binden übergeben wurden, bis ihm ein Teil der Enzyklopädie der die Chemie behandelte, besonders auffiel. Er vertiefte sich in den Inhalt desselben und erkannte nunmehr, daß er zum Handwerker nicht geboren sei, sondern zu etwas anderem. Er fing an zu experimentieren, und zwar mit einer alten Maschine, die ihm einzig zu Gebote stand.

So hatte er sein zwanzigstes Lebensjahr erreicht und arbeitete als Geselle bei einem nicht besonders lebenswürdigen Meister. Jeden freien Augenblick benutzte er zur Lektüre wissenschaftlicher Werke. Da eines Tages überraschte ihn in der Werkstatt seines Meisters, in der er sich gerade allein befand, und zwar vertieft in ein Buch, ein Herr, in dessen Werk er gerade las und das dieser zum Einbinden hingegeben hatte.

„Wie — Sie lesen darin?“ fragte ihn dieser.

„Luerschroden entgegnete Faraday, daß ihm ein Artikel über Elektrizität besonders interessiert habe.“

Erstaunt über des jungen Buchbinders eigenartige Begabung fragte ihn der Gelehrte, ob er eine Eintrittskarte zu seinen Vorlesungen haben wolle. Freudig bejahte Faraday, und mit großem Eifer besuchte er die Vorlesungen. Da er beschloß, sich direkt an Davy zu wenden, aus dessen Worten deutlich und unverkennbar der Menschenfreund sprach. Dem Entschluß folgte die Tat. Er fragte seinem diesbezüglichen Gesuch eine Abweisung der mit an

gehörten Vorträge bei und bat den Gelehrten, ihm behilflich zu sein, daß er seine jetzige Stellung aufgeben könne, um eine ihm

zufagende zu erringen. Anfangs war der große Gelehrte wenig geneigt, weil dem Gesuchsteller die nötige Schulbildung fehlte. Er verschmähte es jedoch nicht, den jungen Mann zu besuchen. Und bald änderte sich seine Ansicht. Er bedauerte nur, selbst nicht viel für Michael Faraday tun zu können, so gern er wollte.

Da eines Tages begegnete er bei einem Ausgang Wister Pevys, einem sehr einflussreichen Mitglied der Royal Institution. Vielleicht wußte dieser Rat. Er unterbreitete ihm das Gesuch Faradays und fragte ihn, was er tun solle. — Lafonisch lautete die Antwort:



Eine Frau als Geisteslicher an dem Frauengefängnis in Sawastchno in Rußland. (Mit Text.)

„Lassen Sie den jungen Mann Ihre Flaschen spülen und Ihre Retorten reinigen. Ist er zu etwas gut, so tut er es ohne Widerwillen, will er es nicht tun, so taugt er eben zu nichts.“

„Letzteres besürchte ich gar nicht“ entgegnete Davy, dem diese Antwort wenig gefiel, „dem Faraday scheint ein strebsamer und tüchtiger Mensch zu sein und wohl wert, daß man sich seiner annähme.“

Wister Pevys zuckte die Achseln. Später jedoch gelobte er sich, dem jungen Mann etwas Besseres zu bieten, als Flaschen spülen und Retorten reinigen. Kurz darauf, im Jahre 1813, wurde den versammelten Mit-

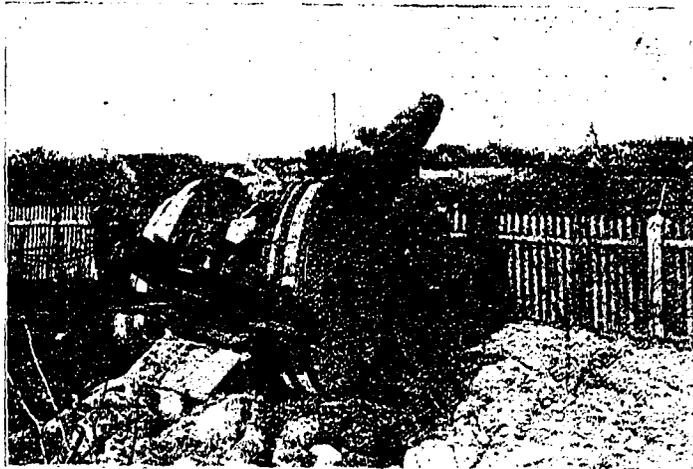


Die neuen bayerischen Briefmarken.

gliedern der Royal Institution von Humphrey Davy ein Schriftstück nachstehenden Inhaltes vorgelegt: „Schreiber dieser Zeilen beehrt sich, den versammelten Vorlesern mitzuteilen, daß sich jemand gefunden hat, der die von Herrn William Bayne innegehabte und jetzt aufgebene Stelle zu besetzen gern bereit ist. Er heißt Michael Faraday, ist erst zweiundzwanzig Jahre alt, bescheiden, tätig, von intelligentem Kuskern, und das Amtchen auszufüllen scheint er mir, so viel ich zu beurteilen vermag, durchaus geeignet.“

Phot. S. Hoffmann. (Mit Text.)

Einer solchen Empfehlung, noch dazu eines so einflussreichen



Nachbildung der „Haulen Grete“ in Friesland. (Mit Text.)  
Phot. Gebr. Saeckel, Berlin.

Mannes wie Davy, konnte der Erfolg nicht fehlen. Der arme Buchbindergehilfe wurde nun Schüler des von ihm hochverehrten Mannes, des größten Physikers seiner Zeit, und angestellt an dem bedeutendsten wissenschaftlichen Institut in London.

Er schreibt hierüber selbst: „Ich war Buchbinder, ach — wie ungern, nun aber — ich bin zur Philosophie geboren (das Wort Philosophie liebte er ganz besonders, und häufig brauchte er es in seiner Rede), ja zur Philosophie übergegangen, und zwar ist es mir gelungen, durch Sir Humphrey Davys gütige Fürsorge die Stelle seines Assistenten bei der Royal Institution zu erhalten. Und wie das gekommen? Ich weiß es selbst kaum, ich weiß nur,



Ein neuartiger deutscher Straßenbahnwagentyp. (Mit Text.)

daß ich schon während meiner Lehrlingsjahre nichts lieber tat, als Bücher lesen, besonders solche, die von der Chemie handelten. Ja ich versuchte es sogar, zu experimentieren, aber wie — eine alte Flasche war alles, worüber ich verfügen konnte, und jetzt bin ich zu meiner Freude fortwährend beschäftigt, mit meinem gütigen Lehrer und Meister die Werke der Natur zu beobachten, nach welchen sie die Welt regiert und erhält."

Und als er Davy auf dessen wissenschaftlichen Reisen nach Frankreich und Italien begleiten durfte, benutzte er jede Gelegenheit, sein Wissen zu bereichern, so daß er nach mehrjähriger Abwesenheit von London mit eigenen Beobachtungen und Experimenten an die Öffentlichkeit treten konnte, und bald infolge der Gediegenheit seiner Beobachtungen wie infolge der Klarheit seiner Darstellungsweise unter den Gelehrten nicht geringes Aufsehen erregte. Entdeckungen von großer Bedeutung machten seinen Namen bekannt, und schon im Jahre

den mehr Anhänger, machten Geistesheld, mancher Forscher

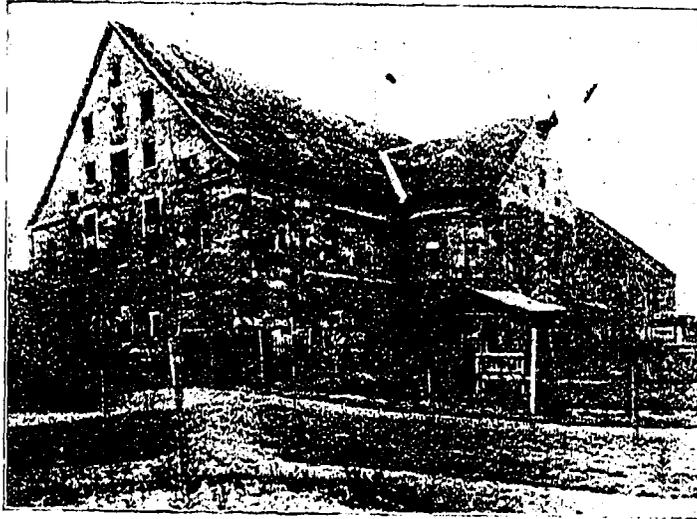
weitere Fortschritte: so mancher konnte Ruhm für seine Schöpfungen ernten.

Es war im Herbst, dichter Nebel verhüllte die Häusermauern, Plätze und Straßen der englischen Hauptstadt — so berichtet uns N. G. Daul in seinen Lebensbildern —, zwei Männer schreiten, von der Royal Institution kommend, der Bakerstreet zu.

„Das Licht unserer Gastlaternen“, bemerkte der Jüngere von beiden, „vermag kaum den dichten Nebel zu durchdringen, und dennoch — wie strahlend ist die Beleuchtung der modernen Großstadt im Vergleich zu derjenigen, welche in meinen Kinderjahren gesehen zu haben ich mich wohl entsinne.“

„Gleichwohl“, entgegnete der ältere Gefährte, „waren jene mit Öl gespeisten Straßenlaternen ein bedeutender

Fortschritt gegenüber den trüben Hängelampen des vergangenen Jahrhunderts, die mehr der Dunkelheit zur Folie dienten, als daß sie die Nacht erhellen. Wir sind schnell fortgeschritten in den Erfindungen; fast möchte ich behaupten, daß künftig, in vielleicht nicht allzu ferner Zeit, ein ganz anderes und weit schöneres Licht als diese heute so trüb brennenden Gasflammen verbreiten, vielleicht der alles überstrahlende Lichtglanz elektrischer Lampen, die Folge von Sir Humphrey Davys im Jahre 1813 erzielter Lichtquelle, von passend gewählten erhöhten Punkten aus die Straßen und Plätze der Städte beleuchten wird. Doch eilen wir, ich möchte Ihnen noch etwas zeigen, was Sie interessieren dürfte.“ Sie langten in der Blandfortstreet an. Hier hemmte der ältere



Die alte Petrikirche in Erfurt. Photothek, Berlin. (Mit Text.)

1823 zeichnete die Universität Oxford den nunmehr zweiunddreißigjährigen Forscher durch Verleihung der Doktorwürde aus. Ihn, der nie ein Examen gemacht, der nie an einer Hochschule studiert hatte. — Auch

gelehrte Gesellschaften erkannten Faradays Verdienste an, indem sie ihn zum Ehrenmitglied ernannten, und eswährte nicht lange, so wurde ihm der Titel eines Baronets verliehen. Alle diese äußeren Glücksgaben jedoch erschienen ihm gering im Vergleich zu einer glücklichen

Häuslichkeit, wie sie ihm an der Seite einer trefflichen Gattin zuteil ward. — Er hat nicht wie sein Lehrer Davy ein ausführliches Tagebuch geführt; es finden sich jedoch inmitten wissenschaftlicher Aufzeichnungen einige Blätter, in denen er uns manches kundgetan hat, was beachtenswert ist; beispielsweise auch nachfolgender Ausspruch: „Unter allen meinen Erlebnissen betrachte ich eines als die Quelle höchster Ehre und alles überstrahlenden Glücks: Wir wurden ehelich verbunden: 12. Juni 1821.“

Auf die Stürme, die Anfang des vorigen Jahrhunderts Europa erschütterten, folgte eine wohlthuende, der geistigen Entwicklung der Menschheit günstige Ruhe. Künste und Wissenschaften sahen



Antonio Salandra, der neue italienische Ministerpräsident. (Mit Text.)



Dr. Albert Gobat, schweizerischer Nationalrat. (Mit Text.)



Der Rosenstar. (Mit Text.)

Herr seinen Schritt. „Hier ist es noch, wie es früher gewesen, hier sind wir auch an Ort und Stelle, hier wollen wir eintreten.“

Er öffnete eine Thür und betrat einen Buchbinderladen. Sein Begleiter folgte ihm.

Eine sauber gekleidete Frau fragte nach den Wünschen der Herren. Man erbat sich eine Kleinigkeit, während der Blick des älteren Herrn im Laden umherstreifte. Dann fragte er nach dem Namen des früheren Ladeninhabers. Dieser sowie der des Vorgängers stimmten nicht.

„Nun, so war's vielleicht Mister Nieban, Sir Michael Faradays Lehrherr!“ meinte die Frau.

„Einen Sir Michael Faraday gibt es nicht,“ erwiderte der Frager, der niemand anders war als Faraday selbst, der Professor an der Royal Institution und Inhaber des von seinem gütigen, bereits heimgegangenen Gönner Davy früher bekleideten Amtes.

„Sie würden mich jedoch zu Dank verpflichten, wenn Sie mir gestatten wollten, das hier neben dem Laden liegende Zimmer diesem Herrn zu zeigen.“

Ohne die Erlaubnis der Frau abzuwarten, welche beteuerte, sie habe sofort Sir Faraday erkannt, obwohl sie ihn nie gesehen hatte, führte er seinen jüngeren Gefährten in das mit einem Fenster nach der Straße versehene Zimmer.

„Hier, lieber Tyndall“ (dieser war Faradays Schüler und späterer Biograph), sagte Faraday, tiefbewegt in Erinnerung früherer Zeiten, „hier in diesem finstern und engen Winkel habe ich einst die Bücher einbinden müssen, deren verfohlene Lektüre mich oft so glücklich und ebensooft namenlos elend gemacht, nicht nur wegen des Tadel's, den ich mir wegen Zeitvergeudung von meinem Meister zuzog, sondern auch, weil mir mittelst dieser Bücher die Welt und die Wissenschaft verlodend winkte, ohne daß ich die geringste Aussicht gehabt hätte, dieser oder jener je nahen zu dürfen. Und dennoch war es mir vergönnt, hinauszutreten aus dem Dunkel und der Unwissenheit, und theilhaftig zu werden des für mich denkbar höchsten Erdenglücks.“

Welch hervorragende Werke stammen von Michael Faraday! Es ist deren eine große Zahl. Zunächst seien erwähnt die Aufschlüsse über die Legierungen des Stahles mit edlen Metallen. Einer ganzen Reihe von Beobachtungen und Resultaten, die er hierüber veröffentlichte, gab er aus Bescheidenheit den Titel: „Versuche“. Ferner die durch ein sinnreiches Verfahren gelungene Überführung einer Menge verschiedener Gasarten (der Kohlenäure, des Chlors u. a.), die man bisher für unveränderlich gehalten hatte, aus dem luftförmigen Aggregatzustand in den tropfbar flüssigen. Hieraus wurde man in der Vermutung bestärkt, daß alle luftförmigen Körper die beiden anderen Aggregatzustände, die flüssige und die feste, anzunehmen vermögen.

Auch stellte er verschiedene Verbindungen zwischen Kohlenstoff und Wasserstoff her, welche bei gleicher Zusammenfügung mit dem übbildenden Gas, dem Leuchtgas, verschiedene Eigenschaften zeigen.

Etwa 16 040 Arbeiten, Experimente und Entdeckungen stammen von Faraday. Die hervorragendste ist, wie sein Freund Tyndall sagt, die wundervolle und einzig dastehende Entdeckung, den Lichtmagnetismus und die der magnetischen Beschaffenheit aller Körper. Dies seine Erfolge. Nun aber der Mann als solcher.

Bezeichnend für die Sinnesart dieses großen Gelehrten sind die Worte in der Vorrede zu der ersten Sammlung seiner Schriften. Hier schreibt er: „Die nachstehenden, auf Sir Humphrey Davys Wunsch von mir verfaßten, in der wissenschaftlichen Zeitung und anderwärts erschienenen Artikel sind teils gut, teils mittelmäßig, teils schlecht. Dennoch habe ich sie in einem Bande vereinigt, weil sie mir alle zu meiner Fortbildung behilflich gewesen sind, und zwar die schlechten am meisten, da ich immer, wenn ich nach Jahresfrist das von mir Geschriebene durchsah, gewahr wurde, wie mangelhaft es gewesen, sowohl im Inhalt wie in der äußeren Form. Das lehrte mich, so viel wie möglich fernernhin Fehler vermeiden.“

Wahrhaft große Geister sind stets bescheiden. Dies traf, wie wir sehen, auch bei Faraday zu, obwohl er sich seines innern Wertes recht wohl bewußt war.

„Gewiß bin ich demüthig“, sagte er einst zu Tyndall, der ihn hindern wollte, einen Brief an den Dekan des St. Pauls College mit *Lumbly yours* (Ihr demüthiger oder untertänigster) zu unterschreiben. „Dennoch würde ich mir eine Beleidigung nicht ruhig gefallen lassen.“

Und keinem andern hat Faraday diese Gesinnungsart deutlicher zu verstehen gegeben als dem damaligen englischen Minister Lord Melbourne, als dieser sich gelegentlich einer Unterredung mit dem Gelehrten über die Wissenschaft geringschätzend geäußert und das Wort „Numbung“ gebraucht hatte. Enttäuscht entfernte sich Faraday und tat ihm in einem Schreiben kund, daß er weder auf der bewußten Angelegenheit noch mit dem Herrn Minister ferner etwas zu schaffen haben wolle. Melbourne glaubte, diese

Zeilen würden nicht so ernst gemeint sein; doch er mußte bald einsehen, daß er sich getäuscht habe und sich, da die Erledigung der Angelegenheit notwendig war, zu einer schriftlichen Entschuldigung seines Benehmens vertheilte.

Wie einst Davy, so bekleidete auch Faraday lange Zeit das Amt eines Präsidenten an der Royal Institution.

Davy war in diesem Amt nicht glücklich gewesen, er hatte den bitteren Trank des Undankes kosten müssen, seine Geisteskraft wurde gelähmt. Faraday war dem Haß, dem Neid und der Verleumdung, unter denen Davy zu leiden gehabt hatte, weniger ausgesetzt, besonders weil seine Entdeckungen nicht geeignet waren, wie die seines Vorgängers, die Angriffe mißgünstiger und niedrig denkender Menschen gegen ihn aufzuklären.

Als er nach dreißigjähriger Tätigkeit zur Kräftigung seiner Gesundheit London auf einige Zeit verließ, brauchte er nicht dem tränkenden Mitleid der Gelehrten an der Pariser Universität und anderen Hochschulen aus dem Wege zu gehen; nein, viele derselben blickten bewundernd zu ihm auf und überall wurde er mit Auszeichnung empfangen.

Zu einem kleinen Dorf der Schweiz, weitab von der verkehrsreichen Straße, hatte sich in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts eine englische Familie niedergelassen.

Es war der alte Herr Faraday, der hier mit seiner Gattin und einer Nichte, denn Kinder hatte ihm das Geschick versagt, in gänzlicher Abgeschlossenheit von der Welt Erholung für den müde werdenden Geist gesucht hatte.

Das Dorf war nur von Schlossern und Nagelschmieden bewohnt. Vielleicht gerade deshalb und in Erinnerung an die längst entschwundene Jugend, hatte der alte Gelehrte dieses Dorf zum Aufenthalt gewählt. Oft saß er stundenlang an der Dorfstraße und blickte gedankenvoll in die Schmiedewerkstätten und auf die in denselben emsig schaffenden Arbeiter.

So hatte er einst in der niedrigen Hütte seines Vaters gesessen und zugehört, wenn dieser das Eisen gegläht und dann mit dem Hammer auf den Ambos geschlagen, daß die Funken umherflogen.

Ein reiches Leben lag hinter ihm. Die Gesundheit erlangte er jedoch nicht wieder. Er starb zwei Jahre nach seiner Rückkehr aus der Schweiz in England, ohne sich noch einmal der ihm so lieb gewordenen Wissenschaft widmen zu können, am 25. August 1867 in Hamptoncourt.

## Überlistet.

„Corporal, ich bin bestohlen worden; mein Goldstück ist verschwunden!“ meldete ein Pariser Rekrut seinem Unteroffizier. Der Unteroffizier ließ seine Leute zusammenkommen und forderte den Dieb auf, das Goldstück herauszugeben. Niemand meldete sich, und jeder beteuerte seine Unschuld. Der Unteroffizier ließ nun durch einen Gefreiten seine Leute und die Tornister durchsuchen, das Goldstück fand sich nicht. Die über den Verdacht empörten Soldaten stellten nun ihrem Vorgesetzten vor, daß der Rekrut sein Geld verloren haben müsse. Allein dieser beharrte auf seiner Anzeige.

Der Unteroffizier hielt nun folgende Anrede an seine Leute: „Ihr hört, der Rekrut will bestohlen sein. Er ist jung, unbedorben, ehrlich. Ich muß ihm glauben. Es ist ein Dieb unter uns. Da dieser sich aber nicht freiwillig meldet, so müssen wir ihn auslösen!“ Die Soldaten protestierten zwar gegen das tolle Wort, mußten sich aber fügen.

„Ich werde für jeden Mann einen Strohhalm nehmen, und derjenige unter euch, der den längsten Halm zieht, ist der Dieb.“

Wieder erhob sich ein Murren. „Ruhe im Glied!“ donnerte der Majorensalomo. „Wer murren, macht sich verdächtig.“

Auf diese Argumentation hin trat das tiefste Schweigen ein. „In dieses Buch hier stecke ich die Halme“, fuhr der Unteroffizier fort. „Das geschieht, damit man nicht sehen kann, wie lang sie sind. Ihr zieht der Reihe nach, und wer den längsten Strohhalm erwischt, der ist der Dieb.“

Die Leute zogen der Reihe nach. Wohllich bemerkte der Unteroffizier, daß einer der Leute, ein Soldat namens Dubois, heimlich von seinem Strohhalm ein Stück abbrach.

„Du bist der Dieb!“ donnerte er den Ahnungslosen an. „Wie ihr seht, habe ich alle Strohhalme gleich groß gemacht. Ich wußte ja, daß der Dieb, um nicht dafür zu gelten, seinen Strohhalm verkürzen würde, wenn ich auch nicht voraussetzte, daß er gleich, wie dieser da, die Hälfte kürzen würde. Durchsucht ihn von Kopf bis zu Füßen.“

Der Befehl wurde aufs peinlichste vollzogen, und man fand endlich das Goldstück im rechten Schuh des Verdächtigen ver-

necht. Dubois wollte sich vor dem Kriegsgericht damit verteidigen, daß der wirkliche Dieb ihm einen Koffen gespielt und das Goldstück in seinen Schuh gesteckt hätte, aber der Präsident erwiderte ihm: „Angeklagter, das glaubt Euch niemand. Wäret Ihr nicht Euerer Schuld bewußt gewesen, so hättet Ihr nicht heimlich Eueren Strohhalm kürzer gemacht.“

Dubois wurde zu einem Jahr Gefängnis verurteilt, der salomonische Unteroffizier aber zum Sergeanten befördert. W. S.

### Die beiden Nachbarn.

In der Stadt Flensburg im Holsteinischen lebten anfangs der vierziger Jahren zwei Nachbarn in ungestörter Einigkeit und Freundschaft; jeder Tag mußte sich ihnen bei einer Pfeife Tabak im traulichen Gespräche beschließen oder beiden fehlte vom Leben das Beste. Einer derselben war der Zinnmacher P. In dessen am Grünmarkt belegenen Hause fanden regelmäßig diese abendlichen Zusammenkünfte statt; zwei lange Tabakpfeifen lagen jedesmal schon neben der Tabaksdüte bereit, wenn der erwartete Nachbar eintrat.

Eines Abends am Schlusse des Besuchs und nachdem der Nachbar bereits aufgestanden war, um sich zum Weggehen anzuschicken, wobei er mit dem Rücken gegen das Fenster gelehnt stand, bemerkte P., daß er wie spielend den untersten Fensterhaken öffne. Geisteslich drehte er sich um und glaubte nun zu hören, daß dasselbe mit dem obersten Fensterhaken ebenfalls geschehe, den er gleichfalls losmache. Als er den Nachbar zur Tür begleitet hatte und dann allein zurückkehrte, fand er die Fensterhaken beide abgehakt. „Hm,“ sagt er nach langem Bedenken, „wenn es nun auch einmal durchaus keine Bedeutung haben kann, so mußst du es doch abwarten!“ Darauf legt er wie immer beide Pfeifen wieder neben den Tabak auf den Tisch, stellte das Licht auf den Tisch und überdeckte es mit einem großen grauen Topfe. Er selbst setzte sich still in seinen Lehnstuhl und wartete auf die Dinge, die da kommen könnten.

Nach etwa einer Stunde hörte er zuerst draußen an der Wirbel des Fensterladens drehen, diese zurückschlagen und dann das Fenster öffnen, worauf jemand leise in die Stube hereinstieg. P. wartete ruhig, bis der Einsteiger vollends in der Stube war, nahm dann ebenso ruhig den Topf vom Lichte, machte das Fenster zu und sagte: „Na, Naver (Nachbar), füllst du noch en Pipe Tobak roochen?“

Wie erstarrt stand dieser da und vermochte weder zu antworten noch aufzusehen. P. faßte ihn sanft bei der Hand und sagte: „Vertru (vertraue) mi, Naver, un seg mi da reine Wahrheit, warum kommst du so to mi?“

Der Nachbar brach in lautes Weinen aus und sagte: „It wull di gute Minsch besteelen!“

P. setzte sich neben ihn, erkundigte sich wohlwollend nach seiner Lage, verwies ihn, daß er sich ihm nicht längst entdeckt, und nachdem er erfahren, wieviel er vorerst bedürfte, gab er ihm das Geld mit den Worten, daß er die ersten Jahre nichts davon abzuzahlen brauche, dann aber mit kleinen Posten den Anfang machen könne. „Und nun, Nachbar,“ sagte er, „kommst du nach wie vor, wir wollen alles dieses nicht wieder gedenken und unsere Freundschaft nicht stören lassen.“

Überwältigt von solchem Edelmut, war der Nachbar keines Wortes mächtig und er hat erst auf seinem Totenbette diesen Fall bekannt, nachdem P. längst gestorben war. I.

### Laßt uns der Maienblumen nicht versäumen . . .

Laßt uns der Maienblumen nicht versäumen,  
Laßt uns mit duftenden Narzissen schmücken  
Und Veilchenstränge in die Geden drücken,  
Traumselig wandeln unter Blütenbäumen.

In süßer Jugendwonne überschäumen  
Nur; ist der Lenz, kurz sind des Daseins Freuden,  
Es kommt der Herbst, es kommt die Nacht der Leiden  
Laßt uns der Maienblumen nicht versäumen!

Das Leben laßt uns grüßen, eh' wir scheiden,  
Mit Nidientlang und hellen Weigentönen,  
Das flüchtige Glück der Stunde nicht vergeuden.

Laßt jauchzen uns dem Lenz, dem ewigschönen,  
Das trunkne Aug' an seiner Pracht sich weiden  
Laßt uns der holden, jungen Freude frönen . . .

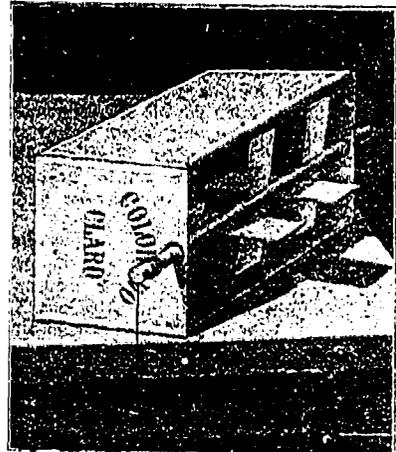
A. M. Straub.

### Zeitvertreib

#### Die Kraft des Regens.

Daß der Regen oft mit ziemlicher Kraft niederfällt, lehrt uns der Aufwind, welcher wir doch sehr oft, wie die Tropfen vom Klotter wieder abwischen. Eine einfache Vorrichtung soll uns von dieser Kraft des fal-

lenden Regens aber noch besser überzeugen. Sie soll uns sogar in den Stand setzen, mit seiner Hilfe Arbeit zu leisten, also z. B. Gewichte zu heben und vergleichende Untersuchungen über seine Gewalt anzustellen. Zu diesem Zwecke nehmen wir ein Holzstäbchen, z. B. eine Zigarrenstifte, entfernen die Vorderwand und bohren an ihren beiden Seitenwänden in der Nähe der Kanten je ein Loch hinein. Die Umgegend dieser Löcher



tränken wir dann, damit es nicht zuquillt, mit Paraffin. Dann nehmen wir ein gleichfalls mit Paraffin getränktes rundes Holzstäbchen, schieben es durch die Löcher und haben so eine Welle oder Achse. Das Tränken mit Paraffin darf nicht in zu starkem Maße geschehen, und die Löcher an den Seitenwänden des Kästchens müssen weit genug sein, damit sich die Welle auch gut in ihnen dreht. Durch sie stecken wir in der Weise, wie dies aus der Abbildung zu ersehen ist, vier flache Holzbrettchen hin durch. Dann befestigen wir an einem der aus dem Kästchen herausragenden Enden der Welle eine Nadel oder eine Nöse und binden hier eine gleichfalls mit Paraffin getränkte Schnur fest. Ihr unteres Ende bekommt ein kleines Häkchen, an dem wir Gewichte anhängen können. Damit ist der „Regenmotor“ fertig.

Begimmt es zu regnen, so stellen wir ihn ins Freie. Die Regentropfen fallen auf die aus dem Kästchen herausragenden Teile der Schaufeln und drücken sie nach unten. Dadurch dreht sich die Welle, und es kommen die vorher im Kästchen befindlichen und dadurch bisher vor dem Regen geschützten nächsten Schaufeln heraus, so daß die Tropfen jetzt auf diese fallen. — ein Spiel, das sich immer wiederholt. Dängen wir nun an dem Bindfaden, der sich dabei aufwickelt, Gewichte an, und gehen wir zu, bei wieviel Gramm die Bewegung des Motors aufhört, so ist es ohne weiteres klar, daß sich jetzt Gewichte und Kraft des Regens das Gleichgewicht halten. Dann haben wir ein Maß für die Kraft des letzteren. Wir können sehr genau bestimmen, welcher von den verschiedenen, während eines Sommergestallener Regen der stärkste war usw. Wenn es Vergnügen macht, der kann mit diesem Regenmotor aber auch noch allerlei Spielerei betreiben, wie sie gewöhnlich durch kleine Dampfmaschinen oder Elektromotoren angetrieben werden, und die man sich entweder selbst anfertigen oder in jedem Spielwarengeschäft kaufen kann. Das kleine Vorwerk, den Mann, der Holz sagt oder hackt, kennt ja jeder. Ihre Verbindung mit der Welle des Regenmotors geschieht in einfacher Weise dadurch, daß man auf die ein kleines hölzernes Schwungrad aufsetzt, das man durch einen Schmir-antrieb mit dem in Bewegung zu setzenden Spielzeug verbindet.

### Unsere Bilder

**Eine Neuerung im Eisenbahnverkehr.** Auf dem Anhalter Bahnhof in Berlin werden die Weichen durch eine elektrische Anlage bedient. Diese Einrichtung hat sich außerordentlich bewährt und trägt zur Erhöhung der Sicherheit sehr bei, da das Umstellen der Weichen nur mechanisch erfolgt.

**Die neuen bayerischen Briefmarken.** Die deutschen Briefmarken weisen seit Jahrzehnten ein ebenso unerschöpfliches und unästhetisches Bild auf, wie das deutsche Papiergeld und die Münzen. Es ist daher mit Freuden zu begrüßen, daß Bayern auf diesem Gebiet die Initiative ergriffen hat und seinem neuen Künstmarsch eine Briefmarkenerie folgen läßt, die sich vornehmlich von den deutschen Reichspostmarken unterscheiden. Die Marken zeigen vier verschiedene Sujets. Das gleiche Postwertzeichen wie für die Postkarten (rechts) gilt für die Postanweisungen. Die Marken werden im Tiefdruckverfahren hergestellt. Die Abbildungen dieser Marken sind teils größer, teils kleiner als die Originalmarken.

**Eine Frau als Geistlicher an dem Frauengefängnis in Tavastehus in Finnland.** Die Frauen haben in Finnland, im Theologiestudium bemerkenswerte Fortschritte erzielt. So wurde vor kurzem als Geistlicher an dem Frauengefängnis in Tavastehus Fräulein Wenda Joasta angestellt, nachdem sie vorher ihr theologisches Staatsexamen abgelegt hatte. Auch in Deutschland können Frauen Theologie studieren, und es studieren auch eine ganze Anzahl Damen, aber eine Anstellung als Geistlicher in Deutschland ausgeschlossen.

**Das historische Geschütz „Kaule Orct.“** Eine originelle Nachbildung der „Kaule Orct“, bestehend aus alten Mühlsteinen, Mammrädern und Holz, von den Bürgern Friedlads zur Erinnerung an die Eroberung angefertigt, befindet sich in Friedlad in der Mark auf dem Mühlberg, genau an der Stelle, wo einst der Burggraf von Nürnberg, Friedrich von Hohen-sollern, im fünfzehnten Jahrhundert das bekannte historische Geschütz aufzuführen ließ, das die heinrichen Geschosse auf die Burg Friedlad schlen derte, woselbst sich die Luitpolds verbrannt hatten.

**Ein neuartiger Straßenbahnwagen.** Die Maschinenfabrik Augsburg-Nürnberg hat dieser Tage einen eigenartigen, in Deutschland bisher noch nicht eingeführten Anhängewagen für elektrische Straßenbahnen vollendet. Dieser bisher nur in Amerika bekannte Typ wird zunächst nur auf der Strecke Nürnberg-Fürth verkehren, ist aber zweifelsohne bei seinen Vorkünigen bald weitere Verbreitung erobert. So ist ein wissenschaftliches, reiches

Beförderung dienendes Moment schon darin gegeben, daß der Zugang zum Wageninnern durch die einzige in der Mitte befindliche Plattform erfolgt. Eine einzige niedere Stufe, ein weiterer Vorzug, genügt, um zu der breiten Türe zu gelangen. Eine zweite gestaltet gleichzeitig ein ebenso bequemes Aussteigen. Dem hübschen Innern des 7500 Kilogramm schweren Wagens entspricht die elegante und vor allem bequeme Innenausstattung. Sie umfaßt zwei Sitze sowie eine größere Zahl von Stuhlplätzen.

**Die Petrikirche in Erfurt.** Eines der kunstgeschichtlich interessantesten Bauendenkmäler Deutschlands, die alte Petrikirche in Erfurt, die zurzeit von der Militärverwaltung als Wehmagazin verwendet wird, soll mit einem Kostenaufwand von einer Million Mark wiederhergestellt werden. 600000 Mark werden durch eine Lotterie aufgebracht, in die übrigen 100000 Mark teilen sich die Kirchengemeinde von St. Andreas in Erfurt, die Provinz Sachsen, die Stadt Erfurt und verschiedene Bürger Erfurts.

**Der neue italienische Ministerpräsident.** Zum Leiter des neuen italienischen Ministeriums wurde Antonio Salandra berufen, der bereits in früheren Ministerien verschiedene Posten als Minister innehatte. Salandra ist 1853 in Troia geboren.

**Dr. Albert Gobat,** schweizerischer Nationalrat und Leiter der Internationalen Friedenskommission in Bern, starb während einer Kommissions Sitzung im Alter von 71 Jahren. Er war ein eifriger Vorkämpfer aller Friedensbestrebungen und wurde für seine Verdienste mit dem Nobelpreis gekrönt. Auch durch die Bekämpfung des Alkoholismus hat er sich ausgezeichnet. Jahrelang war er Leiter des schweizerischen Unterrichtswesens und des Innern.

**Der Hofenstar.** Unser allbeliebtester Star, der schwarze Geselle, der erste Frühlingsbote unter den Vögeln, der ja oft schon, wie auch in diesem Jahre, im Februar zu uns kommt, hat einen farbenprächtigen Pelz in Indien, den Kojen oder Hirtenstar, der zwar auch, wie unser gewöhnlicher Star, an Kopf und Hals, Flügeln und Schwanz schwarz mit grün- und purpurfarbigem Metallschimmer, aber an Rücken und Brust schön rosenrot gefärbt ist. Auch der Schnabel ist rosigerot. Aberdies hat er noch eine weitere Zier, einen stattlichen Nackenschopf, der gleich Hals und Kopf glänzend schwarz ist. Im übrigen hat er ungefähr dieselbe Lebensweise wie unser Star. Wie dieser nähert er sich von Kräutern und Insekten, besonders auch von den auf den innerasiatischen Steppen ja in ungeheurer Schwärmen auftretenden Heuschrecken. Gleich seinem europäischen Vetter liebt er mit Vorliebe dem Weidewich das Ungezieser vom Rücken, wodurch er sich gleich jenem recht nützlich macht, und ebenso wie unser einheimischer Star, füllt er gern über Obst- und Gemüsegärten, Weinberge, und der Hofenstar noch über Reisfelder her und richtet da oft erheblichen Schaden an. Doch ob er auch ein paar Kirichen und Weintrauben oder sonstige gute Dinge uns wegnimmt, die Hauptsache ist doch, daß er eine Menge Insekten, Würmer, Schnecken und dergleichen schädliche Brut vertilgt, so daß sein Nutzen weit aus größer ist als der gelegentliche Schaden, den er anzurichten vermag.



**Kulturfortschritt.**  
Vergleichen, der in einer Umhülle auf dem Fen übernachtet hat, beim Fortgehen: „Donnerwetter, ganz wie im Grand-Hotel!“

Prinz zusammenzutun; auch Forst und Heinebeck zusammen mit vorzulegen, wie die Sacke am besten und kürzesten anzustellen. Und zum Oberdirektorio muß ein Weltfisch er sein, den man von hier ans hinführen muß, und der ein Gottesmann ist.“ Berlin, den 21. Januar 1722. Friedrich Wilhelm.

### Gemeinnütziges

**Gesundheitspflege im Mai.** Im Sommermonat, wo alles grünt und blüht und sproßt und treibt, braucht man doch wohl um seine Gesundheit nicht sehr besorgt zu sein? Die linden Maienlüfte segnen doch alles Ungezieser hinweg! Selbst die Kranken freuen sich auf den Mai. Wenn auf der Erd' und in den Lüften es wieder kreucht und fleucht und summt und surrt, wenn sie den Kluck wieder schreien hören, dann werden sie fröhlich in der Hoffnung auf baldige Genesung. Aber es kann noch anders kommen. Über Nacht kann der Winter wieder zurückkehren und seine letzte Kraft im Kampf mit dem Frühling wagen. Es kann frieren, stürmen, kühl und nass sein. Sagt doch eine Variante vom Mai:

„Im wunderschönen Monat Mai,  
Wo alle Knospen sprangen,  
Da hab' ich meinen Dien neu  
Zu heißen angefangen.“

In solchen Tagen hat man alle Ursache, um seine Gesundheit besorgt zu sein. Vor allen Dingen muß man sich vor Erkältung hüten. Das Sitzen in kalten Zimmern führt am ersten zur Erkältung. Es ist daher sehr leicht, Heizmaterial sparen zu wollen. Die Kleidung muß dem Bedürfnis des einzelnen angepaßt sein. Die Natur des einen verlangt diese, die Natur des anderen solche Kleidung. Eine bestimmte Regel läßt sich in der Bekleidungsfrage auch im Sommermonat nicht aufstellen. Der Abgehärtete wird allerdings auch bei kühler Witterung mit der wenigsten Kleidung auskommen. Daher ist es für jeden rätlich, sich abzuhalten. Mit der Abhärtung des Körpers wird am besten begonnen, wenn das Wetter schon warm ist. Kalte Wäschungen früh morgens sind dazu in erster Linie notwendig. Es muß aber da vor gewarnt werden, gleich mit ganz kaltem Wasser zu beginnen; die Temperatur des Wassers muß vielmehr der Körpertemperatur angepaßt sein. Die Abreibung darf kein Schaudern und kein Grauseln erwecken, sondern muß als eine Wohltat empfunden werden. Je älter der Mensch, desto milder und angenehmer muß die Temperatur des Wassers sein. Untarme Personen sollen kalte Abreibungen



überhaupt unterlassen, da ihrem Körper dadurch zu viel Wärme entzogen wird. Sie müssen auch mit der Kleidung vorsichtig sein. Nur gesunde und kräftige Leute können ganz leichte Kleidung zur Abhärtung bevorzugen. Es darf jedoch nicht vergessen werden, daß nach der Abreibung zur Erwärmung des Körpers ein tüchtiger Spaziergang notwendig ist. Der gesundheitliche Wert der Fußwanderungen ist überhaupt unermesslich. Reist es doch auch im Liebe: O Wandern, o Wandern! Du freie Barichenluft — Da wehlt Gottes Odem so frisch in die Brust! — bz.

### Allerlei

**Eine Wärtlerin.** Madam e: „Warum sind Sie von Ihrer vorigen Herrschaft entlassen worden?“ — Dien st ä d ch e n: „Wegen meiner Unmündigkeit: ich hatte für die gnädige Frau ein verdorbenes Mittagessen und für den Herrn ein in die Tischdecke gebranntes Loch auf mich genommen.“

**Nahe.** A n h a b e r e i n e s A n s t a l t s b u r e a u s: „Was auch heute für Anfragen kommen mögen, alle beantworte ich sie ungünstig. Keiner soll was gepumpt kriegen, mir hat gestern auch niemand die hundert Mark gepumpt, die ich so notwendig gebraucht hätte!“

**Darum.** D i c h t e r: „Warum ließen Sie gestern bei der Premiere meines Stückes im letzten Akt die drei Pistolen schüsse weg?“ — D i r e k t o r: „Weil Ihr Stück keinen Schuß Pulver wert ist!“

**Gute Antwort.** Als in Ulm einmal die Vorsteher des Bädereigenwesens vor dem gesamten Stadtrat versammelt waren, und sie dann wegen der beschlossenen Preisherabsetzung des Brotes in Klagen ausbrachen, und behaupteten, wenn es so fortgehe, müßten sie bald dem Bürgerhospitale zur Last fallen, entgegenete ein Stadtrat: „Dort können die Herren nicht unterkommen, weil es an den für ihre Equipagen nötigen Ställen und Heuisen fehlt.“

**Eine kräftige Kabinetsordre.** Im Jahre 1721 befahl König Friedrich Wilhelm I. von Preußen, der Vater Friedrichs des Großen, bei seiner Anwesenheit in Königsberg der Regierung, daß auf dem platten Lande Säulen eingerichtet werden sollten. Man machte allerhand Schwierigkeiten und stellte die Sache sehr mühsam, beschwerlich und kostspielig vor. Daraufhin erfolgte alsbald aus Berlin nachstehende kräftige Kabinetsordre: „Dieses ist nichts; denn die Regierung will das arme Volk nur in der Barbarei erhalten. Denn wenn ich baue und verbessere das Land und mache keine Christen, so hilft mir alles nichts. Sie sollen sich mit Oberaufsicht

**Logogriff.**  
Die e zählt zu den Meerespflanzen. Im Balsam man oft o sieht tauchen. W. E v a n a u e n b e r g.

**Scharade.**  
Das Erste grünt zu Sommerzeiten, Achtung gebietet dem ersten Zweiten. Das Ganze zählt zu den Wilden in arisanischen Weiden. J u l i u s K o l d.

**Nettenrätsel.**  
Bad, Haus, Meer, Salz, Schaum, Stein, Tier, Wein, Welt.  
Ins obigen 9 einfüßigen Worten sind ebensolche zweifüßige Worte zu bilden, die derart zu einer Kette zu verknüpfen sind, daß die hintere Hälfte eines jeden Wortes gleich ist der vorderen Hälfte des nächsten. M i c h a e l K e n n i c h.

**Problem Nr. 150**  
Von G. Brown in Vessau. Schwarz.

A B C D E F G H

**Auflösungen aus vor. Nummer:**  
Des Anagramms: Dollar 20000.  
Des Bilderrätsels: Weib.  
Nach Regen folgt Sonnenschein. Matt in 4 Zügen.